

# Insel Verlag

## Leseprobe



Kirsch, Adam  
**Dandy, Poet, Staatsmann**

Die vielen Leben des Benjamin Disraeli  
Aus dem Englischen von Katharina Förs und Bernhard Jendricke

© Insel Verlag  
978-3-458-17518-6





Adam Kirsch  
Dandy, Poet, Staatsmann

*Die vielen Leben  
des Benjamin Disraeli*

Aus dem Englischen von Katharina Förs  
und Bernhard Jendricke

Insel Verlag

Die Originalausgabe erschien 2008 unter dem Titel *Benjamin Disraeli*  
First published in the United States of America under the title *Benjamin Disraeli* by  
Adam Kirsch, Copyright © 2008, Adam Kirsch, All rights reserved.  
Published by arrangement with Shocken Books, an imprint of The Doubleday  
Knopf Group, a division of Random House, Inc., and Keren Keshet –  
The Rainbow Foundation

© der deutschen Ausgabe Insel Verlag Berlin 2011  
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des öffentlichen Vortrags sowie der  
Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile. Kein Teil des  
Werks darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Ver-  
fahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Ver-  
wendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz & Druck: Memminger MedienCentrum AG

Printed in Germany

Erste Auflage 2011

ISBN 978-3-458-17518-6

1 2 3 4 5 6 – 16 15 14 13 12 11

# Inhalt

Einführung

7

*Benjamin Disraeli*

22

Zur weiteren Lektüre

244

Zeittafel

249

Zu dieser Ausgabe

255

Für meinen Vater Jonathan und meinen Sohn Charles

## Einführung

Während Benjamin Disraelis zweiter Amtszeit als Premierminister veröffentlichten 1876 zwei der bekanntesten englischen Romanciers Werke mit Juden als Hauptfiguren. Weder George Eliot noch Anthony Trollope erwähnten Disraeli namentlich in ihren jüdischen Romanen. Doch bereits seit vierzig Jahren war er der bei weitem berühmteste Jude Englands. Mit seinen Büchern und Reden hatte Disraeli versucht, seinen Landsleuten seine eigentümliche Haltung gegenüber den Juden und dem Judentum nahezubringen. Im Laufe seiner politischen Karriere gelang es ihm, sein Jüdischsein, das er schon aufgrund seines Namens nicht verheimlichen konnte, in eine Art Vorzug umzumünzen. Mit ihren jüdischen Protagonisten bezeugten Eliot und Trollope, beabsichtigt oder nicht, das ideelle Klima, das Disraeli miterschaffen hatte.

Daniel Deronda, der Held in George Eliots eindrucksvollem protozionistischen Roman, ist die weitaus bekanntere dieser beiden Hauptfiguren. Eingeführt wird Daniel als stolzer Vertreter einer stolzen Klasse – der englischen Aristokratie. Aber er weiß, daß seine Geburt von einem Geheimnis umgeben ist. Aufgewachsen als Mündel von Sir Hugo Mallinger, einem reichen, gütigen Landadligen, der sich hingebungsvoll um ihn kümmert, vermutet Daniel, Sir Hugos unehelicher Sohn zu sein. Doch es gelingt ihm nicht, über seine Abstammung Genaueres in Erfahrung bringen. Je älter er wird, desto stärker belastet ihn die Frage seiner Identität.

Zum ersten Mal beschäftigt sich Daniel mit dem Judentum, als er Mirah Lapidoth begegnet, einer bildschönen Jüdin, deren Selbstmord er verhindert. Um mehr über Mirahs Volk zu erfahren, reist er nach Frankfurt und erkundet das

alte Ghetto, die Judengasse. Als er die Synagoge besucht, findet dort gerade ein Gottesdienst statt, und der Anblick der betenden Gemeinde ruft in ihm heftige widersprüchliche Gefühle hervor. Daniel ist bewegt von »der großartigen, weittragenden Stimme des [...] Vorbeters, mit ihrem Übergang von Monotonie zu plötzlichem Rufen«, und meint eine »göttliche Eingebung in der Dunkelheit« zu spüren. Aber gleichzeitig rebelliert seine englische Erziehung gegen die »vulgären Gestalten« um ihn herum, diese »seltsam aussehende[n] Israeliten, [...] die etwas Tückisches an sich hatten« und die er beim Schachern »auf jiddisch« beobachten konnte. Kein Wunder also, daß es ihn seltsam berührt, als ein alter Mann in der Synagoge die Hand auf seinen Arm legt:

[er] sah vor sich das weißbärtige Gesicht jenes Nachbarn, der ihn auf deutsch fragte: »Verzeihen Sie, junger Mann – erlauben Sie – wer sind Ihre Eltern – die Familie Ihrer Mutter – was ist ihr Mädchenname?«

Deronda empfand einen heftigen Widerwillen. Hastig wollte er die Hand von seinem Arm abschütteln; doch es gelang ihm, diese einfach an sich abgleiten zu lassen, und er antwortete kalt: »Ich bin Engländer.«

Die Vorstellung, daß dieser deutsche Jude ihn kennen könnte – und vielleicht sogar den Namen seiner Mutter, der ihm selbst unbekannt ist –, erschreckt Daniel, und seine Reaktion soll den Mann in die Schranken weisen. Ein Engländer zu sein, ein englischer Gentleman gar, heißt einer anderen Welt anzugehören als der der Judengasse, und diese Grenze darf von niemandem überschritten werden. Daniel empfindet die Berührung durch den jüdischen Fremden als Übergriff, als Anspruch auf eine Vertrautheit, die zu gewähren er nicht bereit ist. Er klammert sich an seine englische Identität wie an einen Talisman oder einen Rettungsring.

Aber natürlich ist in Eliots Roman wie in manchen Märchen dieser Fremde in Wirklichkeit ein Bote. Denn mit der Zeit findet Daniel heraus, daß auch er Jude ist. Wie sich zeigt, war der Alte mit seinem Großvater befreundet, und Daniels Mutter ist eine berühmte jüdische Bühnenkünstlerin; sie hatte Sir Hugo ihr Kind anvertraut, damit er es aufzog. Als Daniel schließlich in einer der aufwühlendsten Szenen des Romans seiner Mutter begegnet, erfährt er, daß sie ihn weggab, um ihn vor dem Makel des Jüdischseins zu bewahren. Diese »Knechtschaft, die mir verhaßt war, wollte ich dir ersparen«, sagt sie. »Was hätte die liebevollste Mutter Besseres tun können? Ich habe dich von der Knechtschaft befreit, als Jude geboren zu werden.« Besser, ein vorgeblicher Engländer zu sein als ein echter Jude, erklärt sie.

Die Moral von Daniels Geschichte lautet jedoch, daß das Jüdischsein keineswegs »Knechtschaft« ist, zumindest nicht notwendigerweise. Denn in dem Roman eröffnet sich Daniel ein Modell des Judentums, das weder dem seiner Mutter mit ihrem Selbsthaß noch dem jener Frankfurter Juden mit ihrer abstoßenden Fremdartigkeit entspricht. Es ist das von Mirahs Bruder Mordecai vorgelebte Modell, der sein Jüdischsein in einem leidenschaftlichen Zionismus verwirklicht sieht. Alle Mißstände des jüdischen Lebens, glaubt Mordecai, ließen sich beheben, wenn die Juden wieder zu einer politischen Daseinsform fänden: »Mit dem Blick auf ein Land und einen Staat kann unser in alle Welt zerstreutes Volk an einem würdigen nationalen Leben teilhaben, das eine Stimme unter den Völkern in Ost und West besitzt.«

Jahre bevor der Zionismus zu einer politischen Realität wurde, nimmt er in Eliots Werk als moralische Möglichkeit Gestalt an. Denn durch sein leidenschaftliches Plädoyer für die Wiedererschaffung des jüdischen Heimatlandes in Palästina reinigt sich Mordecai von allen negativen Zügen, die

Daniel und seine Schöpferin mit Juden verbinden. Mordecais Beispiel erlaubt Daniel, sich zu der Identität zu bekennen, die ihn seine Mutter zu verbergen gezwungen hatte. »Man braucht sich jüdischer Eltern nicht zu schämen – sie zu verleugnen ist die Schande.« Am Ende des Romans erklärt Daniel öffentlich sein Jüdischsein, heiratet Mirah und macht sich bereit, in den Orient zu reisen, um sich für Mordecais Traum einzusetzen. Er ist nun vielleicht kein englischer Aristokrat mehr, aber dank der veredelnden Kraft des Zionismus kann er als eine Art jüdischer Aristokrat wiedererstehen: »Es war, als hätte er durch die Entdeckung seiner Herkunft eine zweite Seele gefunden.« Entgegen der herkömmlichen Meinung beharrt Eliot darauf, daß Jüdisch- und Adligsein einander nicht ausschließen.

Während George Eliots Leser gespannt auf die neuen Folgen des Fortsetzungsromans *Daniel Deronda* warteten, schlug Anthony Trollope sein Publikum mit den Machenschaften eines Juden ganz anderer Art in Bann. Ferdinand Lopez, der Schurke aus dem fünften Roman von Trollopes *Palliser-Zyklus*, scheint zunächst ebenso ein Gentleman zu sein wie Daniel. Er ist salonfähig genug, um das Herz von Emily Wharton zu erobern, einer jungen Dame rein englischer Herkunft. Wie Trollope unheilverheißend schreibt, war Emily »fest davon überzeugt, in Ferdinand Lopez den guten Mann gefunden zu haben. Der Mann besaß zweifellos die geheimnisvolle Gabe, andere an ihn glauben zu machen.«

Emilys Vater jedoch, der begüterte Anwalt Mr. Wharton, schreckt vor der Aussicht zurück, seinen Stammbaum mit dem von Lopez zu vereinen. Suspekt ist an Lopez vor allem, daß er nie über seine Familie oder seine Herkunft spricht. Er gibt zwar zu, halb portugiesischer Abstammung zu sein, verschweigt aber, was für jeden auf der Hand liegt – daß er Jude ist. Wie Desdemonas Vater in *Othello* wird Mr. Whar-

ton von irrationaler Abscheu erfaßt, wenn er sich seine Tochter in den Armen eines Fremden vorstellt. Zugleich ist ihm bewußt, daß eine solche instinktive Ablehnung im fortschrittlichen 19. Jahrhundert unmöglich zu rechtfertigen ist. »Wohl möglich, daß er voreingenommen war«, überlegt er. »Andere stießen sich vielleicht nicht an einer ausländischen Herkunft und einem fremdländischen Namen. Andere sahen in einem dunklen Teint nicht gleich Anzeichen für jüdisches Blut, und wenn der Mann Jude war, machte es ihnen nichts aus.« Und da Mr. Whartons liberale Skrupel stärker sind als seine bösen Vorahnungen, erlaubt er Emily, Lopez zu heiraten.

Fast im selben Augenblick erkennt er, daß es ein schrecklicher Fehler war, den Juden zu akzeptieren. Denn es stellt sich heraus, daß Lopez keineswegs Daniel Deronda gleicht, sondern seinem habgierigen, rachsüchtigen und verlogenen Charakter nach eher Marlowes Juden von Malta ähnelt. Entschlossen versucht Lopez, seinem reichen Schwiegervater Geld abzupressen, um sich aus der finanziellen Klemme zu befreien, in die ihn fehlgeschlagene Börsenspekulationen gebracht haben. Je mehr Mr. Wharton die Tragweite seines Irrtums erfaßt, desto haßerfüllter wird das Bild, das Trollope von Lopez zeichnet – das Bild »eines vaterlosen Ausländers, eines finsternen, x-beliebigen portugiesischen Juden« mit »einem feurigen Blick, Adlernase und Überredungskünsten«. Mit seiner Habgier erweckt Lopez den Eindruck, »als ob er Blut geleckt hätte«: »Ich glaube tatsächlich«, erklärt Mr. Wharton seiner Tochter, »er würde nicht zögern, dich umzubringen, wenn er sich davon einen Vorteil erhoffte«. Und wie Shylock erwidert Lopez diesen Haß der Engländer und Christen vollauf. »Den Israeliten hat man es hoch angerechnet, daß sie die Ägypter ausraubten, das weißt du doch«, erklärt er seiner Frau. »Jetzt ist dein Vater für mich der Ägypter, den ich ausrauben will.«

Doch das schlimmste Urteil, das Trollope über Ferdinand Lopez spricht, ist nicht etwa, daß er ein diebischer, blutrünstiger Jude, sondern daß er kein Gentleman ist. Wenn die Moral von Eliots Roman darin liegt, daß ein Jude ein Gentleman im Geiste sein kann, so lautet die Moral bei Trollope, daß selbst ein Jude, der oberflächlich wie ein Gentleman wirkt, im Herzen niemals einer sein wird. »In gewisser Weise war er wohl tatsächlich, was man einen Gentleman nennt«, schreibt Trollope. »Davon zeugten Rede, Äußeres, Tischmanieren und Kleidung, ebenso wie die Haltung. Was ihm jedoch völlig abging, war die Gesinnung eines Gentleman.« Mr. Wharton erkennt, daß Lopez statt dieses Ehrentitels eine andere Bezeichnung verdient hätte: »Und inzwischen war es ihm klar, daß der Mann nichts anderes als ein Glückritter war [...].«

Der Roman, in dem Trollope diesen Glücksritter sein Umwesen treiben läßt, diesen Juden, der die Gutmütigkeit der Engländer ausnutzt, um sie zu betrügen und auszuplündern, trägt den Titel *The Prime Minister*. Ferdinand Lopez ist zwar nicht die namengebende Figur, der Premierminister im Roman ist vielmehr der Herzog von Omnium, dessen politische Laufbahn Trollope über den gesamten »Palliser«-Zyklus hinweg verfolgt. Jedoch wäre es 1876 keinem von Trollopes Lesern schwergefallen, eine Verbindungslinie zwischen *The Prime Minister* und dem damals amtierenden, realen Premierminister Benjamin Disraeli zu ziehen. Die in dem Buch aufgeworfenen Fragen – kann ein Jude Engländer sein, dürfen Engländer einem Juden trauen? – waren genau diejenigen, denen sich Disraeli seit seinem fast fünfzig Jahre zurückliegenden Eintritt ins öffentliche Leben stets aufs neue stellen mußte.

Selbst die Schmähung, nichts anderes als ein »Glücksritter« zu sein, die Mr. Wharton seinem Schwiegersohn entgeschleudert, bekam Disraeli von seinen Feinden oft genug

zu hören. So diffamierte zum Beispiel 1859, während Disraelis Zeit als Führer des Unterhauses, einer seiner Gegner seine politische Taktik mit den Worten: »Es gab Zeiten, in denen ein Verhalten dieser Art mit einmütiger Verachtung als unerträglich zurückgewiesen worden wäre; aber das Unterhaus hatte sich auch niemals bereit erklärt, von einem jüdischen Glücksritter geführt zu werden.« Der Marquess of Salisbury, ein Konservativer, der Disraeli im Amt des Premierministers nachfolgte, stimmte dem zu: »Er ist ein Abenteurer. Und wie ich nur allzu gut weiß, fehlt es ihm an Prinzipien ebenso wie an Anstand.« Disraeli machte sich keine Illusionen darüber, was seine Kollegen von ihm hielten. »Ich bin Disraeli, der Abenteurer«, erklärte er im Zusammenhang mit einer Parteintrige reumütig, »und ich werde nicht stillschweigend einer Meinung zustimmen, die der Partei erlaubt, mich in der Debatte zu benutzen, um mich anschließend links liegen zu lassen.«

In Trollopes Romanwerk tritt Disraeli sogar selbst in Erscheinung, unschwer erkennbar in Gestalt des Mr. Daubeney, dem Führer der Konservativen im Unterhaus. (Das parlamentarische Duell zwischen Mr. Daubeney und Mr. Gresham, den Trollope Disraelis großem Rivalen William Ewart Gladstone nachgebildet hat, gehört zu den durchgängigen Motiven des *Palliser-Zyklus*.) Zwar ist Daubeney nicht erklärtermaßen Jude, aber ihm werden dieselben zweifelhaften Charakteristika angeheftet wie seinem realen Vorbild. »Ich habe immer das Gefühl gehabt, daß man sich in Mr. Daubeney täuscht«, meint einer der vielen intriganten Politiker in dem Roman *Phineas Redux*. »Viele sahen in ihm einen Staatsmann, für mich hingegen war er von jeher ein politischer Cagliostro« – das englische Gegenstück zu dem italienischen Hochstapler und selbst ernannten Magier aus dem 18. Jahrhundert. »Nun ist ja, so meine ich, ein Taschenspieler ein sehr amüsanter Gesellschafter, wenn wir wissen, daß

er ein Taschenspieler ist – aber ein Taschenspieler, dem man seine Tricks nicht anmerkt, ist gefährlich.«

»Taschenspieler« war ebenso wie »Abenteurer« eine häufig verwendete Beleidigung, die Disraeli erfuhr; so bezeichnete ihn Thomas Carlyle als »einen beispiellosen hebräischen Taschenspieler«. Tatsächlich überwand Disraeli auf seinem Weg zur Macht so viele Hindernisse, daß sein Triumph schier unerklärlich anmutete, wie etwas, das nur durch Zauberei zustande gekommen sein konnte. Er entstammte zwar nicht der untersten Schicht der englischen Gesellschaft – sein Großvater war ein reicher Geschäftsmann gewesen, sein Vater ein Literat mit guten Beziehungen. Aber kein Premierminister im 19. Jahrhundert mußte mehr Zeit und Mühe aufwenden, um an die Macht zu gelangen.

Viele der Hindernisse auf Disraelis Weg waren allerdings selbstgeschaffen. Mit nur einundzwanzig Jahren wurde er als Autor des Skandalromans *Vivian Grey* berühmt. Das indiskrete Bekenntnis des Titelhelden zu seinem grenzenlosen Ehrgeiz verfolgte Disraeli sein Leben lang. Als junger Mann häufte er enorme Schulden an, ohne Aussicht, sie jemals zurückzahlen zu können, und entging nur knapp dem Gefängnis. Er hatte Liebesaffären mit verheirateten Frauen, und es kursierte das Gerücht, er habe eine seiner Geliebten im Tausch gegen politische Gefälligkeiten mit einem führenden Tory verkuppelt. Als Anhänger des Kults um Byron gab er sich in Kleidung und Konversation betont extravagant. All dies ließ Disraeli als eigenwillig, unberechenbar und daher als wenig vertrauenswürdig erscheinen. Daß er dennoch zum Premierminister aufstieg, noch dazu in der bekanntlich hoch moralischen viktorianischen Ära, mußte wie ein Zaubertrick anmuten. Dennoch brauchte Disraeli lange, um sein Ziel zu erreichen. Vor seiner ersten kurzen Regierungszeit als Premierminister hatte er bereits dreißig Jahre als Parlamentsabgeordneter hinter sich, und

erst mit fast siebzig wurde er für eine volle Amtsperiode gewählt.

Die Bezeichnungen, mit denen Disraeli von seinen Gegnern attackiert wurde, bezeugen aber auch die eigentümliche Hochachtung, die man ihm entgegenbrachte. Denn ist ein Abenteurer nicht jemand, der sich allen Widrigkeiten zum Trotz in der Welt durchsetzt? Und ist ein Taschenspieler nicht jemand von solcher Brillanz, daß sein Tun gewöhnlichen Geistern unbegreiflich scheint? Gladstone erfaßte diesen Doppelsinn, als er, halb bewundernd, von Disraelis »teuflischer Klugheit« sprach. Wohlwollend betrachtet könnte man Disraelis Erfolg in der Politik als Beleg für die englische Meritokratie nehmen, die selbst einem Juden erlaubte, die Gipfel der Macht zu erklimmen. Als er 1868 zum ersten Mal Premierminister wurde, gratulierte ihm Königin Victoria genau in diesem Sinne: »Es muß ein stolzer Moment für ihn sein, in dem er erlebt, daß sein Talent und erfolgreiches Wirken im Dienst seines Souveräns und seines Landes ihm die hohe und einflußreiche Stellung eingetragen haben, die er nun innehat.« Oder wie der französische Staatsmann Guizot zu Disraeli sagte: »Daß Sie an der Spitze der Tory-Partei stehen, ist meiner Ansicht nach der größte Triumph, den der Liberalismus je erzielte.«

Disraeli, zu dessen Lebzeiten der Liberalismus in England seine Hochphase hatte, war jedoch ein entschiedener Gegner liberaler Ideen. Er glaubte nicht an »das dubiose Prinzip der Religionsfreiheit«, wie er es nannte, und verteidigte entschieden die etablierte Church of England. Seine politischen Verbündeten waren die Grundbesitzer, die er voller Bewunderung als »die Gentlemen Englands« bezeichnete, und er lehnte jede Beschneidung ihrer Privilegien ab. Seinen politischen Ruf erwarb er sich, indem er gegen den Freihandel Stellung bezog, und jahrzehntelang versuchte er das allgemeine Wahlrecht zu verhindern. Während die Liberalen die

Unabhängigkeitsbestrebungen in Italien und Polen begrüßten, mißbilligte Disraeli sie entschieden und schrieb die auf dem Kontinent sich ausbreitenden nationalen Befreiungsbewegungen den Ränken von »Geheimgesellschaften« zu. In seinen Romanen träumte er sogar von der Wiederkehr des Feudalismus in England – eine Zukunft, in der die Macht des Parlaments beschnitten und die des Monarchen wiederhergestellt wäre und ein zufriedener Bauernstand sich seinen naturgegebenen Führern unterordnen würde.

Wollte man den Erfolg eines Politikers nur an seiner Fähigkeit bemessen, seine Ideale in die Realität umzusetzen, müßte man den Politiker Disraeli als gescheitert ansehen. Als Kritiker des viktorianischen Utilitarismus und Materialismus steht Disraeli in einer Reihe mit den Propheten seiner Zeit – Carlyle, Arnold, Ruskin und jenen anderen großen Denkern, die offenlegten, welchen moralischen und sozialen Preis England für seinen Fortschritt zu zahlen hatte. Doch Disraelis Idealismus beeinflusste ebenso wenig wie der ihre die Entwicklungsdynamik des Zeitalters. Gladstone, der seine Karriere als Tory begann und als radikaler Liberaler endete, hatte recht, als er Disraeli und die Konservativen tadelte: »Man kann sich nicht gegen die Zukunft stellen. Die Zeit ist auf unserer Seite. Die großen sozialen Kräfte, die in ihrer Macht und Herrlichkeit voranschreiten und sich von Ihren Debatten nicht eine Sekunde lang aufhalten oder stören lassen, [...] stehen gegen Sie.«

Allerdings war Disraeli nicht einfach nur ein Kritiker, sondern auch einer der wichtigsten Politiker der Epoche. Als Kopf der Konservativen Partei mußte er seine Ideale gegen die politischen Möglichkeiten abwägen; und, getrieben von großem Ehrgeiz, war er gewöhnlich bereit, um der Macht willen Kompromisse zu schließen. Sein größter legislativer Erfolg war die Wahlrechtsreform von 1867, die der Mehrzahl der männlichen Haushaltsvorstände das Wahlrecht ver-

schaffte – ein Gesetz, das liberaler war als selbst die Liberalen sich hätten erträumen lassen. Es war diese Leistung, die Disraeli zum Premierminister machte, aber für eingefleischte Konservative wie Salisbury war sie auch »ein in unserer Parlamentsgeschichte beispielloser politischer Betrug«. Das trug Disraeli nicht nur den Vorwurf des Opportunismus und der Heuchelei ein, sondern schürte das Mißtrauen, das man ihm als Schriftsteller, Dandy, Abenteurer und natürlich als Jude ohnehin entgegenbrachte.

Denn Disraelis Jüdischsein war sein zentrales Signum, das Charakteristikum, das niemand je vergessen oder übersehen konnte. »Kein Engländer«, schrieb einer seiner Zeitgenossen, »konnte Disraeli begegnen, ohne sich auf der Stelle bewußt zu sein, daß er es mit einem Fremden zu tun hatte«. Es spielte keine Rolle, daß Disraeli wie schon sein Vater in London geboren war und keine andere Sprache beherrschte als Englisch. Es spielte nicht einmal eine Rolle, daß er praktizierender Christ war, getauft und aufgenommen in die Church of England im Alter von zwölf Jahren. Als Jude gehörte Disraeli einer fremden Rasse an und unterschied sich durch sein Äußeres – und, wie viele glaubten, auch in seinen Werten und Ansichten – von den Angehörigen der Nation, über die er regierte. »Er paßte sich der englischen Lebensart nie vollständig an«, meinte Winston Churchill, als wäre Disraeli sein ganzes Leben lang ein Einwanderer im Land seiner Geburt geblieben.

Wie sehr Disraelis fremdartige physische Erscheinung eine geistige Andersartigkeit zu demonstrieren schien, beweist die Schilderung, die Sir John Skelton von Disraelis Besuch in Schottland im Jahre 1867 gab: »Und der mächtige Hexenmeister mit seinem olivfarbenen Teint, den kohlschwarzen Augen und der mächtigen Wölbung seiner Stirn (gewiß keine christliche Stirn), unterscheidet sich von allen Lebewesen, denen man je begegnet ist. [...] Das Gesicht ist

mehr denn je eine Maske, und das Trennende zwischen ihm und den bloß Sterblichen noch deutlicher. Mir war, als würde ich mich zu Hamlet an den Tisch setzen, zu Lear oder zum Ewigen Juden.«

Doch bezeichnenderweise tadelte Skelton all jene, die Disraeli für »einen Fremdling« ansahen und fragte: »Was ist England für ihn oder was ist er für England?« Skelton betonte, daß Disraeli die Interessen Englands aufrichtig am Herzen lägen: »England ist das Israel seiner Vorstellungswelt.« Dieser Satz faßt vielleicht die ganze Vieldeutigkeit von Disraelis Leben und Karriere zusammen und verweist darauf, wie er beides zu meistern verstand. Da er wußte, daß er sein Jüdischsein nicht ablegen konnte, weil es ihm ins Gesicht und in den Namen geschrieben stand, versuchte er nie, es zu verbergen. Das wäre nicht nur sinnlos, sondern in den Augen der englischen Gentlemen, seinen Standesgenossen, auch schmachvoll gewesen. Schließlich war die erste Sünde, die Ferdinand Lopez beging, daß er seine Herkunft verheimlichte. Jemand, der so etwas tat, wäre zu allem fähig. Statt dessen wählte Disraeli Daniel Derondas Weg und betonte, es sei keine Schande, ein Jude zu sein, sondern nur, es zu verleugnen.

Im Unterschied zu Eliots Helden jedoch wollte Disraeli seinem englischen Milieu nicht entfliehen, um ein streng jüdischer Anführer zu werden. (Er hob sogar hervor, Eliots Buch niemals gelesen zu haben: »Wenn ich einen Roman lesen möchte, schreibe ich einen«, scherzte er.) Der Traum davon, was erst später als Zionismus bezeichnet wurde, übte auf Disraeli eine starke Anziehungskraft aus, und zwei seiner Romane, *Alroy* und *Tancred*, gehören neben *Daniel Deronda* zum Kanon der protozionistischen Literatur. Aber so sehr Disraeli auch von der Wiederherstellung einer politischen Existenzform für die Juden in Palästina träumen mochte, erlaubten weder die Gegebenheiten des jüdischen

Lebens in Europa noch Disraelis Persönlichkeit, jene Rolle auszufüllen, die schließlich Theodor Herzl zufiel. England bot, was Palästina nicht bieten konnte: eine Bühne für direktes Handeln, auf der man tatsächlich Macht erringen konnte.

Um sich diesem Ziel zu nähern, genügte es Disraeli jedoch nicht, von seinen Landsleuten nur toleriert zu werden. Kühler Respekt mochte vielleicht die führenden englischen Juden seiner Zeit zufriedenstellen – reiche Prominente wie die Rothschilds und die Montefiores, die stetig ihre rechtliche Gleichstellung forderten und sie schließlich auch erhielten. Disraeli hingegen, der schon als Heranwachsender von seinem Ehrgeiz getrieben wurde, wollte nicht gleichbehandelt, sondern als überlegen bewundert werden; er wollte Menschen führen und das Schicksal des Empire lenken. Er mußte also sein Jüdischsein von einem Makel zu einem geheimnisvollen Nimbus umwandeln und sowohl die Welt als auch sich selbst überzeugen, daß die Juden eine edle Rasse mit einer glorreichen Vergangenheit und einer grandiosen Zukunft seien. Und er mußte sogar antisemitische Mythen zu seinem Vorteil umdeuten – die Leute glauben machen, daß er, wenn er denn schon ein Hexenmeister und Taschenspieler war, seine Talente immerhin zum Nutzen Englands einsetzen würde. So wurde Disraeli zu einem der wichtigsten Vordenker im 19. Jahrhundert, was das Thema Juden und Judentum betraf. Juden und Antisemiten gleichermaßen diente Disraeli als Projektionsfläche ihrer Vorstellung von jüdischer Macht.

Disraelis Lebensgeschichte wurde bereits viele Male erzählt – zuallererst von ihm selbst in seinen gleichsam autobiographischen Romanen, später von zahlreichen Biographen und Historikern. Aus naheliegenden Gründen wird sein Lebensweg meist als eine englische Geschichte erzählt. Als englischer Staatsmann drückte Disraeli der Geschichte



*Disraeli 1875 als Premierminister:  
Der mächtige Hexenmeister*